



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Persien. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Wahrheit zu sagen: William James' Stellungnahme zur deutschen Philosophie war nicht nur harmlose Abneigung, sondern offener Angriff. Namentlich James letztes selbstveröffentlichtes Werk, die Vorlesungen über das pluralistische Weltbild, sind dafür kennzeichnend. Statt vieler Beispiele genüge hier eines. „Fast steht es aus“, schreibt James, „als ob die alte englische Philosophie der Erfahrung, um der vornehmer klingenden deutschen Formeln willen nun so lange schon aus der Mode, aufs neue Federn kriegen und sich zu einem weiteren Fluge denn je rüsten wolle. . . Ich gestehe, daß ich mich freuen würde, diese jüngste Bewegung siegreich zu sehen. Und meine Stimme zu ihren Gunsten ins Gewicht gelegt zu haben, soll eines der Ergebnisse dieser Vorlesung sein.“

Sieg der englischen Philosophie über die deutsche: das war ein wissenschaftliches Lebensziel für William James, und es gehörte zu den Tragödien seines Lebens, daß diese Sehnsucht ihm nicht erfüllt wurde. Denn so laut er sich auch einreden mochte, daß „Pragmatismus, Pluralismus, radikaler Empirismus“ auf dem Wege zum Siege wären, so wenig konnte er sich im Ernste verhehlen, daß der Angriff gegen die deutsche Philosophie fehlgeschlagen war und jene neuen Richtungen trotz ihres sachlichen Wertes nur bei wenigen Gehör fanden.

(Ein zweiter Aufsatz zu diesem Thema folgt.)



Briefe aus Persien

2.



Es wäre gewiß ein nicht uninteressantes Thema für eine Studie, einmal im Zusammenhang die Ursachen und den Verlauf des Niederganges der orientalischen, vor allem der islamitischen Mächte darzustellen; zu verfolgen, wie es gekommen ist, daß der Kalif aller Gläubigen zum kranken Mann am Goldenen Horn wurde, und daß die Nachfolger der großen Mongolenkaiser auf den Thronen von Samarland und Delhi durch wenige Tausend Mann russischer und englischer Truppen gedemütigt und dauernd unterworfen werden konnten. Mit einem starken Rückgang der kriegerischen Eigenschaften dieser Völker kann man jedenfalls diesen Machtzerfall nicht erklären. Turkmener, Kurden, Albanesen und Araber, kurz alle die zahllosen Völkerschaften, die die wilden, unkultivierten Gegenden der weiten orientalischen Reiche bewohnen, sind noch heute mit einer Schärfe der Sinne begabt, die unserer Kulturrasse längst verloren gegangen ist. Jeder einzige von ihnen ist ein geborener Reiter, ein geübter Schütze, ein vor-

züglicher Jäger, der — auf sich allein gestellt — mehr Entschlossenheit und Initiative besitzt, als irgendetwas Soldat der europäischen Massenheere. Ich bin überzeugt, wenn ein aus diesen Scharen bestehendes Heer es heute mit einem Europa vor der Zeit des Militarismus zu tun hätte, Europa würde auf der ganzen Linie den kürzeren ziehen. Aber eine Reihe von Ursachen, unter denen das Vorhandensein einer durchwegs sesshaften Bevölkerung und die einheitliche Natur des Landes eine wichtige Rolle spielen, begünstigten im Abendland das Zusammenfassen und Organisieren der Kräfte, deren Produkt seine heutige finanzielle und militärische Bereitschaft ist, während im Orient die durch Klima und Oberflächengestaltung bedingte Notwendigkeit einer teilweisen Nomadenwirtschaft die Bevölkerung in feindliche Klassen trennte und eine Zerspaltung der Kräfte geradezu zur Notwendigkeit machte. Wohl gelang es bis in die neueste Zeit hinein einzelnen energischen Herrschern, wie dem Perserkönig Nadir Schah (ermordet 1747), vorübergehend alle Kräfte zu großen Erfolgen zusammenzufassen, aber nur so lange die Beuteluft ihre Befriedigung fand, also so lange der Sieg sich an die Fahnen dieser Kriegerkönige heftete. Kamen aber nach den Kriegen ruhige Zeiten, so wurden die freierwerbenden — zu friedlicher Arbeit untauglichen — Kräfte zu einer dauernden Gefahr. Entweder lehrten sie sich gegen die sesshafte Bevölkerung des Landes und zerstörten so die Einnahmequellen der Herrscher, oder sie wandten sich gar gegen die Herrscher selbst.

In Nord-Persien gibt es zwei, zwar zum persischen Reiche gehörige, praktisch aber unabhängige Fürstentümer, Maku an der Nordwestecke des Reiches, am Fuße des Ararat, und Budjnurd, fast an der entgegengesetzten nordöstlichen Ecke. In beiden wiederholen sich genau dieselben Verhältnisse. Die fruchtbaren, anbaufähigen Landstriche werden von einer sesshaften, ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt; in den anderen, hauptsächlich gebirgigen Teilen des Landes sitzen nomadisierende Kurden. Der Serdar, der Beherrscher eines solchen Fürstentums, regiert mit Hilfe der Kurden als unumschränkter Despot. Er gewinnt deren Treue durch Gewährung von Steuerfreiheit, Zahlung von Sold und Beteiligung an der Beute etwa unternommener Kriegszüge. In unruhigen Zeiten funktioniert daher das System ausgezeichnet. Herrscht aber ausnahmsweise Friede, so muß die sesshafte Bevölkerung die Lasten für alle Solbzahlungen und Geschenke, die der Serdar im Interesse seiner Sicherheit machen muß, allein tragen. Je größer der Schatz des Serdars ist (der Serdar von Maku hat mehrere Millionen auf russischen Banken deponiert), je mehr Gelegenheit er zu Raub- und Plünderungszügen findet, um so gesicherter ist seine Stellung, und je ärmer die Landbevölkerung ist, um so weniger kann sie an Erhebung und Unruhen denken. Danach kann man sich vielleicht ein Bild von den Zuständen in diesen Fürstentümern machen. Als ich im vorigen Frühjahr von Budjunad nach der russischen Grenze ritt, klagte mir der Führer der mir mitgegebenen Kurdeneskorte, wie schlecht die Zeiten jetzt wären. Kriegerische Expeditionen, bei denen man verdienen könne, würden immer seltener und von dem Friedens-

Sold von 30 Toman (115 Mark) jährlich könne man doch nicht leben. Wenn er mir begegnet wäre ohne zu wissen, daß ich der Freund seines Herrn wäre, so hätte er mich ohne weiteres ausgeplündert. Als ich ihm einen Sold von einem Toman (etwa 4 Mark) pro Tag versprach, war er ganz begeistert, und erklärte, von jetzt ab stände er in meinen Diensten und wolle mit, wenn ich es wünsche, bis ans Ende der Erde folgen.

Man übertrage das eben Geschilderte ins Große und man hat ein getreues Abbild der Verhältnisse in ganz Persien. Wollte der Schah sich in Friedenszeiten auf dem Throne halten, so mußte er so operieren, daß er alle Kräfte möglichst gegeneinander ausbalanzierte. Dieses System barg so lange keine Gefahren, als es jenseits der Grenzen ebenso aussah. Es wurde aber unhaltbar, als in der Nachbarschaft innerlich geschlossene Reiche von gewaltiger Expansionskraft emporwuchsen. Ob angesichts der in der Natur des Landes begründeten Schwierigkeiten ein rechtzeitiger Systemwechsel und eine Modernisierung der Staatsverwaltung nach europäischem Muster möglich gewesen wäre, lasse ich dahingestellt. Ernstliche Versuche zur Durchführung solcher Reformen sind jedenfalls nie gemacht worden. Engagierte man einmal europäische Instrukteure, — ganz gleich, ob Offiziere, Ingenieure oder Verwaltungsbeamte —, so suchte man nicht etwa möglichst großen Vorteil aus ihrer Tätigkeit zu ziehen, sondern war vom Anfang an mit allen Künsten der Intrige an der Arbeit, um ihren Wirkungskreis einzuengen oder sie — wenn möglich — ganz kalt zu stellen. Diese Intrigen gingen entweder von irgendeiner Hoflique aus, die von jedem fremden Einfluß eine Minderung ihrer Macht fürchtete, oder der Schah selbst war so von Mißtrauen gegen die Europäer erfüllt, daß er die Geister, die er selbst gerufen hatte, am liebsten wieder sofort los geworden wäre. Inzwischen aber pochte das erstarkende Rußland immer ungestümmer an die Pforten des Reiches. Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war ein Stück der Kaukasusprovinzen nach dem anderen verloren gegangen, ohne daß man sich ernstlich dagegen hätte wehren können. Endlich anfangs des neunzehnten Jahrhunderts schien Hilfe zu kommen. Ein englischer und ein französischer Gesandter erschienen am Hofe von Teheran, um wegen Abschluß eines Bündnisses zu verhandeln. Den Engländern war vor allem daran gelegen, sich gegen einen etwaigen Vormarsch Napoleons auf Indien zu sichern. Die Russen fürchtete man in London weniger. Das war aber gerade der Punkt, auf den es dem damaligen König Fath-Ali Schah ankam; da der Engländer in diesem Punkte keine genügenden Garantien geben konnte, wurde er in Ungnade entlassen und Fath-Ali warf sich ganz in die Arme der Franzosen. Aber der arme Schah hatte Pech. Kaum hatte er das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abgeschlossen, als der Friede von Tilsit der russisch-französischen Feindschaft ein Ende machte. Napoleon ließ beim Friedensschluß Persien einfach fallen, und als beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1812 das französisch-persische Bündnis erneuert wurde, war Napoleon gestürzt, ehe Persien aus Rußlands

bedrängter Lage hätte Vorteile ziehen können. Natürlich mußte es nachträglich teuer für sein Rußlands Feinden bewiesenes Entgegenkommen büßen. In den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts beginnt England als ebenbürtiger Rivale Rußlands auf dem Platze zu erscheinen, und von nun an wird die ganze persische Geschichte durch den sich stets schärfer zuspitzenden russisch-englischen Gegensatz bestimmt. Rußland verschob im Westen seine Grenzen bis zum Hafen Astará am Kaspischen Meer, im Osten bis an den Fuß des Franzischen Hochplateaus und an die afghanische Grenze heran. England rückte die Grenzen seines indischen Reiches bis auf die Paßhöhen der Randgebirge und sogar über diese hinaus vor,*) und nahm zur Richtschnur seiner Politik den bekannten Vergleich, in dem Tibet, Afghanistan und Persien das Glacis der indischen Festung genannt wird, das England zwar nicht selbst zu besetzen wünsche, das es aber auch nicht in die Hände einer anderen Großmacht übergehen lassen könne. Damit war haarscharf die Grenze gezogen, deren Überschreiten für England Krieg bedeutete. Unversöhnliche Gegensätze schienen also hier aufeinanderzuprallen, und mehr als einmal hing in diesen Zeiten der Ausbruch des Krieges nur an einem Faden, so bei dem Zwischenfall von Pendjeh, als russische Truppen die von englischen Offizieren geführten Afghanen schlugen und ein Gebiet besetzten, dessen Zugehörigkeit zu Russisch-Transkaspien zum mindesten zweifelhaft war. Wahrscheinlich haben die Russen die Eroberung und dauernde Besetzung Indiens nie ernsthaft in Erwägung gezogen, selbst damals nicht, als Skobelew 1878 seinen abenteuerlichen Expeditionsplan entwarf. Für die russischen Realpolitiker war die Bedrohung Indiens mehr ein Mittel zu dem Zweck, England an anderen wichtigeren Stellen zum Nachgeben zu zwingen, nämlich am Bosporus und am Persischen Golf. England konnte weder das eine noch das andere gewähren. Es bedurfte daher erst des Ueberlasses eines unglücklichen Krieges, um Rußlands Aspirationen — wenigstens zeitweise — auf ein England annehmbares Maß zurückzuschrauben**) und so einen russisch-englischen Ausgleich zu ermöglichen.

Durch den Ausgleich waren zwei erbitterte Feinde mit einem Schlage zu Freunden geworden und hier in Teheran erlebte man das ungewohnte Schauspiel, daß der russische und englische Gesandte, die sich früher kaum gekannt

*) Man nannte das: Indien seine „wissenschaftliche“ Grenze geben. Um einen schönen Namen für neue Eroberungen ist man ja in England nie verlegen gewesen.

**) Gewiß war es ein Meisterstück englischer Diplomatenkunst, daß man den unvermeidlichen Krieg, den man selbst nicht führen konnte, durch einen anderen führen ließ und dann dem bescheiden gewordenen Gegner einen Vergleich aufzwang. Man muß aber auch nicht vergessen, daß den Engländern in allen ihren Unternehmungen die Gunst der Verhältnisse zugute kommt. Politische Hellscher sind auch sie nicht. Wer aber selbst als Drahtzieher hinter den Kulissen mitwirkt, kann leicht die Zukunft vorher sagen, und wer überall auf der Welt Interessen hat und in der Lage ist, jedem einzelnen Punkt dieser Interessen in nicht mißzuverstehender Weise Geltung zu verschaffen, kann leicht die minder günstig dastehenden Konkurrenten gegeneinander ausspielen.

hatten, zusammen ins Palais führen, um ihre gemeinsamen Wünsche vorzutragen. Zwar ließen manche Anzeichen darauf schließen, daß die so ostentativ zur Schau getragene Freundschaft im tiefsten Herzensgrunde doch nicht ganz ehrlich gemeint war. Rußland hatte in dem Vertrage zwar auf alle seine weitgesteckten, ehrgeizigen Pläne in Richtung Afghanistan, Tibet und persischer Golf verzichtet. Um so mehr mußte sich sein Interesse auf das wenige, was ihm noch geblieben war, konzentrieren. Man arbeitete also planmäßig darauf hin, den Norden Persiens finanziell und wirtschaftlich zu monopolisieren und Schah und Regierung so weit in Abhängigkeit von Rußland zu bringen, als sich mit der garantierten Integrität irgend vereinbaren ließ. Dem Engländer konnte dieses Überhandnehmen des russischen Einflusses in Nord-Persien nicht gänzlich gleichgültig sein. Zwar lag Teheran in der russischen Einflußsphäre, so daß ein formeller Protest auf Grund des Vertrages nicht möglich war. Aber, war die Regierung russophil, so fühlte man das auch über die neutrale Zone hinaus bis in die englische Interessenssphäre. Ferner war den Engländern mit dem ganzen Vertrage wenig geholfen, wenn Rußland, dessen Vordringen man gehemmt zu haben glaubte, nun doch auf Schleichwegen vorging oder gar ein verschleiertes Protektorat über Nord-Persien errichtete.

Es gehörte für beide Teile viel Geschick und Takt dazu, bei diesem diplomatischen Doppelspiel, dem öffentlichen Zusammengehen und dem geheimen Gegeneinanderarbeiten das Gesicht zu wahren. Zu einem Bruche durfte es nicht kommen, denn dann begann sofort wieder der wilde Interessengegensatz auf der ganzen, langen Linie vom Gelben bis zum Mittelländischen Meer und das fürchtete man in London sowohl wie in Petersburg mehr, als kleine Mißerfolge auf örtlich begrenzten Gebieten. Nicht die Interessengemeinschaft, die sonst Bündnisse dauerhaft macht, sondern die Furcht vor den Folgen der Feindschaft bildete hier also den Kitt, der die Freundschaft zusammenhielt. Unter so subtilen Verhältnissen konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß die geschicktere Politik gegen die weniger geschickte Terrain gewann. Während sich also vor aller Augen ein Kampf zwischen dem absoluten Schah und der Verfassungspartei abspielte, rangen in Wahrheit russische und englische Interessen miteinander. Das ist der Schlüssel zum Verständnis der verwickelten Phasen der persischen Verfassungskämpfe.

Den Engländern kam bei ihren Plänen die geistige Bewegung zugute, die nach dem russisch-japanischen Kriege ganz Asien ergriffen hatte und die man — wohl etwas verfrüht — das Erwachen des Orients genannt hatte. Eine asiatische Macht hatte eine europäische Großmacht geschlagen und dazu noch das gefürchtete Rußland, dasselbe Rußland, vor dem Persien dauernd zurückweichen mußte. Mißerfolge in der auswärtigen Politik bilden ja immer das stärkste Agitationsmittel für demokratische Umwälzungen. Bis in die neueste Zeit hinein hatte sich in Persien die Klasse der Regierten ruhig die Mißwirtschaft und Bedrückung der Regierenden gefallen lassen, da sie noch immer in der Vor-

stellung lebte, dem ersten Kulturvolke und dem mächtigsten Reich der Erde anzugehören. Als es aber nun nach und nach immer mehr offenbar wurde, daß der Schah, in dem man noch die Verkörperung aller Macht zu sehen glaubte, ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen ungläubiger Fremden war, da begann der Kampf um Mitbeteiligung des Volkes an der Regierungsgewalt. Was man eigentlich wollte war anfangs wohl nur den wenigsten klar. Das geht schon daraus hervor, daß zunächst ausschließlich die fanatische Geistlichkeit die Bewegung leitete und dabei eine recht unverhüllte Interessenpolitik trieb. Es kam also zunächst in verschiedenen Städten zu Reibereien zwischen agitierenden Mullahs und den Vertretern der absoluten Regierungsgewalt. Anfangs schien der Schah dieser Schwierigkeiten leicht Herr werden zu können, erst eine ernstere Revolte in Teheran im Frühjahr 1906 brachte das Faß zum Überlaufen. Zwar gelang es noch ohne große Mühe den Aufstand selbst gewaltsam niederzuschlagen, aber die erbitterte Bevölkerung schloß zum Zeichen des Protestes gegen die Regierungsmaßnahmen die Basare und nicht weniger als vierzehntausend Menschen gingen in „Best“ (Asyl) in die englische Gesandtschaft. Wenn man die hereinströmenden Leute nach dem Grunde ihrer Flucht fragte, so erhielt man von 99 Prozent die Antwort: „Weil alle andern hingehen“. Nachdem man aber vierzehn Tage lang dort gegessen, getrunken, gespielt und den Garten der Gesandtschaft gründlich zertreten hatte, verbreitete sich plötzlich das Wort „Maschruteh“, d. h. Verfassung, wie ein Lauffeuer unter den zusammengebrängten Massen. Endlich wußte man was man wollte; die in der Stadt Zurückgebliebenen griffen das Schlagwort gierig auf, die Agitation zog immer weitere Kreise mit dem Erfolg, daß nach langwierigen Verhandlungen der an einem Schlaganfall schwer krank daniederliegende Schah Muzzafer-Eddin, der nichts anderes wünschte, als friedlich zu sterben, Ende 1906 die Verfassung unterzeichnete.

Gleich darauf starb er wirklich und hinterließ seinem Sohne Mehemed Ali eine so schwierige Situation, daß nur ein ganz genialer Mann ihr gewachsen gewesen wäre. Der Er-Schah Mehemed Ali ist aber kein Genie. Eine andere als die abgewirtschaftete Methode kannte er nicht. Seine ganze Sorge konzentrierte sich von Anfang an hauptsächlich darauf, das nötige Kleingeld zum Leben aufzutreiben. Denn die Kassen waren leer und an Stelle der von seinem Großvater Nassr-Eddin hinterlassenen Ersparnisse war eine Schuldenlast von über 90 Millionen getreten, deren Zinsen die spärlich fließenden Einnahmen fast gänzlich absorbierten. Das Volk aber machte sich, wie immer bei einem Systemwechsel, die übertriebensten Vorstellungen von den Vorteilen der Verfassung, deren wahre Bedeutung kaum einer richtig verstand. Fast jedermann verband mit dem Begriff — Konstitution — in erster Linie die Idee, daß er von nun an nicht nur keine Steuern und Abgaben mehr zu zahlen brauche, sondern, daß auch Schulden und Verbindlichkeiten für ihn nicht mehr existierten. Die neu gebildeten Parlamentsmitglieder aber benahmen sich wie Kinder, die ein Spielzeug bekommen haben und nichts damit anzufangen wissen. Daß die

Exekutive Sache der Regierungsorgane, Sache des Parlaments aber die Legislative ist, davon ahnte man nichts, sondern mengte sich lustig in alles und jedes ein, ohne irgend etwas zu verstehen und ohne je etwas zu Ende zu bringen. Ein ungefähres Bild von diesen sogenannten Parlamentsverhandlungen kann man sich machen, wenn man erfährt, daß jedermann jederzeit das Recht hatte, beliebig lange und oft über jedes beliebige Thema zu sprechen. Daß bei dieser Arbeitsmethode auch nicht das kleinste Resultat erzielt, die vorhandenen Übelstände auch nicht im geringsten gebessert wurden, liegt auf der Hand. Eins aber hatten alle begriffen, daß von nun an jeder Abgeordnete mit an der Regierungskrippe sitzen müsse und ein Anrecht auf die fettesten Bissen habe. Einer der ersten Beschlüsse war die Gründung einer Nationalbank. Geld war zwar nicht vorhanden, aber um die Mittel zur Beschaffung der nötigen Summen war man nicht verlegen. Jedermann, der im Rufe stand, Geld zu haben und ein Reaktionär, d. h. Anhänger des Schahs, zu sein, wurde unter Drohungen gezwungen, größere Summen für die Nationalbank zu zeichnen. Auf diese Weise erpreßte man eine Million. Dann war plötzlich nicht mehr die Rede von der Nationalbank und auch über den Verbleib des Geldes hat man nie wieder einen Ton gehört. Das Schlimmste aber war, daß mit Einführung der Pressefreiheit eine Presse in die Höhe schoß, die in Beschimpfung und Verleumdung alles Bestehenden jeden Rekord brach.



für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aischersleben

7. Die Statistik von 1911*)



Das größte Verdienst um die Sache der Erbrechtsreform hat sich innerhalb der preußischen Regierung der damalige Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben erworben. Seinen amtlichen und außeramtlichen Bemühungen ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die Gesetzesvorlage der verbündeten Regierungen vom 3. November 1908 zustande kam. Dem jetzigen Finanzminister haben wir die erste statistische Erhebung für die Zwecke der Erbrechtsreform zu verdanken. Herr Dr. Lenze hat auf meine Bitte durch Erlaß vom 20. Februar 1911 angeordnet, es solle für den Umfang des preußischen Staates festgestellt werden, welche Beträge im Rechnungsjahr 1908 auf Grund letztwilliger Ver-

*) Vgl. die Aufsätze in den Grenzboten 1910, Nr. 41 bis 44, 1911, Nr. 6 und 24.